



Kriegserlebnisse brennen sich ein

Als ich vor einigen Tagen im Impfzentrum meine 4. Impfung abholte, war ich fast der einzige Kandidat. Die Dame an der Registrierung hatte Langeweile, schaute etwas genauer auf meinen Personalausweis und stellte fest: „Sie sind ja schon 1939 geboren, vor dem 2. Weltkrieg.“ Bei dieser banalen Aussage schossen mir die Tränen in die Augen. Durch die Bilder aus der Ukraine kamen meine Kriegserinnerungen unausweichlich wieder hoch – ich spürte das Grauen und vor allem die Ängste der Menschen.

› Vor einigen Jahren habe ich anhand von Unterlagen meines Vaters die Ereignisse um den Bombenangriff auf Darmstadt am 11. September 1944 aufgeschrieben. Die Zerstörung ist sehr gut dokumentiert, es gibt umfangreiche Literatur. Aber persönlichen Erfahrungen und Erinnerungen dringen tiefer ins Unbewusste ein als Berichte Dritter. Vor allem mein 13 Jahre älterer Bruder Georg hatte vor Jahren aufgeschrieben, was er noch erinnerte. Hier Auszüge:

„Der Krieg ging ins 5. Jahr, die Siegesmeldungen wurden spärlicher und man spürte, eine Entscheidung lag in der Luft. Während unser Vater, selbst schwerkriegsbeschädigt vom 1. Weltkrieg, schon bei Kriegsbeginn sagte, die Sache gehe für Deutschland schlecht aus (für mich damals unglaublich), waren wir Jugendliche optimistisch.

Wir glaubten den Propagandameldungen. Die Helden der Luft- und Seegefechte, die uns in den Kinos gezeigt wurden, waren unsere Idole.

Die Fliegeralarme wurden 1944 immer lästiger, besonders nachts. Kaum im Bett im ersten Schlaf: Die Sirenen heulten! Alarm! Anziehen! Mit etwas Gepäck und einer Decke ging's vom zweiten Stock hinunter in den Keller. Die Hausbewohner hatten den Kellervorraum etwas wohnlich gestaltet. So saß oder besser gesagt hing man im Stuhl oder Sessel und döste vor sich hin. Es gab Nächte, da zog sich das über Stunden hin: Rauf ins Bett, runter in den Keller – und das in Wiederholung. Kleine Kinder hatten darunter besonders zu leiden. Mein Bruder Erwin, 5 Jahre alt, war da oft unleidlich, sodass wir ihn manchmal schlafen ließen und einer von der Familie

bei ihm in der Wohnung blieb. Das war nicht ungefährlich und streng verboten.

Am 11. September 1944 dann der Großangriff auf Darmstadt – ein Inferno!

Um 23:25 Uhr gab es Hauptalarm. Die Sirenen heulten wie immer; wir lagen im ersten Schlaf. Mit Routine lief alles ab: anziehen, Decken mitnehmen, denn es war schon ziemlich kalt im Keller. Unser Vater holte meinen Bruder aus dem Bett und nahm seinen obligatorischen weinroten Koffer mit den wichtigsten Papieren. Das Ehepaar, das über uns wohnte, ging schon seit einiger Zeit nicht mehr in den Keller. Sie hatten sich im Garten einen Unterstand gebaut, eigentlich nur einen Splittergraben; sie wollten nicht in einem Keller verschüttet werden.

Im Keller nahmen wir unsere Plätze ein und hofften, nach einer gewissen Zeit – wie schon so oft – wieder nach oben in unsere Wohnung zu können. Doch es sollte anders kommen. Erst tiefe Stille – dann Flugzeuggeräusche. Schon heulten die ersten Bomben und nun ging's Schlag auf Schlag. Das Licht ging aus, mit zitternden Händen wurden die Kerzen angezündet, dann fiel Mörtel von Decken und Wänden, Staub wirbelte auf und Glasscheiben klirrten. Jeder wusste jetzt: Heute sind wir dran. Im Keller kauerten an Ecken und Wänden verängstigt die Menschen. Bei den Detonationen zog man den Kopf ein – eine sinnlose Reflexbewegung. Unsere Nerven lagen blank, Erwin weinte, nur unsere Mutter war die Ruhe selbst. Sie saß in ihrem Sessel starr und regungslos, als ginge sie die Sache nichts an. Der eigentliche Angriff dauerte „nur“ eine halbe Stunde, doch es schien eine Ewigkeit.



Rechts: Reste des Elternhauses Karlstraße 18 nach ersten Aufräumarbeiten 1946.
Oben rechts verkohlter Balken, Teil unseres ehemaligen Fußbodens.

Uns war klar, möglichst schnell aus dem Keller. Es war eine trügerische Sicherheit, unten zu bleiben. Vater und ich gingen die Kellertreppe nach oben zum Hofausgang. Wir machten die Tür auf und sahen nur Feuer. Die Nebengebäude der Metzgerei – nur eineinhalb Stockwerke – standen in hellen Flammen.

Feuer überall! Wir liefen Richtung Kiesstraße, als mich plötzlich ein brennender Holzbalken gefolgt von brennender Dachpappe von den Eltern trennte. Ich geriet in Panik und rannte zurück. Was sollte ich tun? Die Garagen – alle aus Holz – waren schon niedergebrannt, und so kam ich unversehrt in den Garten. Der Erdunker, den sich Mitbewohner gebaut hatten, war unversehrt. Wir verbrachten dann die Zeit bis zum Morgengrauen in diesem Erdloch, sahen wie die Reihe der brennenden Häuser in sich zusammenfielen und Tausende von Funken in den klaren Nachthimmel stoben. Ein schöner klarer Nachthimmel über dem ganzen Elend einer sterbenden Stadt.

Der 12. September 1944 war ein klarer Spätsommertag. Ich ging los von Garten zu Garten. An der Ecke Kiesstraße zur Hochstraße sah ich die ersten Toten liegen. Schrecklich gedunsene Leiber, vollkommen verkohlte Körper, nur noch die Hälfte ihrer Größe. An einem Kellerausgang lag eine Frau mit Kind, eigentlich unversehrt, als schliefen sie: Rauchvergiftung! Menschen begegneten mir mit trostlosem Gesichtsausdruck. Sie hatten in wenigen Stunden alles verloren, was in Jahrzehnten geschaffen worden war.“

Soweit ein Ausschnitt aus den Aufzeichnungen meines Bruders. Ich selbst, der „kleine Erwin“, damals 5 Jahre alt, habe nur wenige eigene Erinnerungen an diese Nacht.

Mein Vater hatte nach dem Verlassen des Kellers einen Weg mit meiner Mutter und mit mir an der Hand durch die brennenden Häuser in eine freie Fläche gesucht, in der die Hitze erträglich war und wo es genügend Luft gab zum Überleben. Die Karlstraße war eine relativ breite Straße, aber mit hohen Häusern, deren Wände nun auf die Straße stürzten, Menschen erschlugen oder ihnen ein Weiterlaufen verwehrten. Meine Eltern flüchteten in die schmale Kiesstraße, eigentlich noch gefährlicher, aber mein Vater kannte dort das evangelische Gemeindehaus mit seinem großen Garten. Wir mussten etwa 200 Meter durch einen Feuersturm laufen.



Auf diesem Weg rutschte meine linke Hand, eingepackt in nasse Tücher, heraus und kam mit Phosphor in Berührung. Meine ersten Erinnerungen sind große Schmerzen. Wir brauchten einen Arzt. Als es hell wurde und die Feuer an Kraft verloren hatten, ging mein Vater mit uns und seinem Koffer durch das Trümmerfeld zum Elisabethenhospital, das nicht getroffen worden war. Nun habe ich Bilder im Kopf, wie ich mit meinem Vater durch die Gänge des Krankenhauses ging; rechts und links lagen verwundete Menschen auf dem Boden, stöhnten, erbrachen und es roch fürchterlich. Es gab nicht genügend Betten.

Nach der Behandlung, wohl nur eine Erstversorgung, suchte mein Vater mit uns Zuflucht bei seinen Geschwistern in Hering im Odenwald, etwa 25 Kilometer entfernt. Es muss für ihn eine extreme Anstrengung gewesen sein, seine Familie zu retten und den Koffer nicht loszulassen.

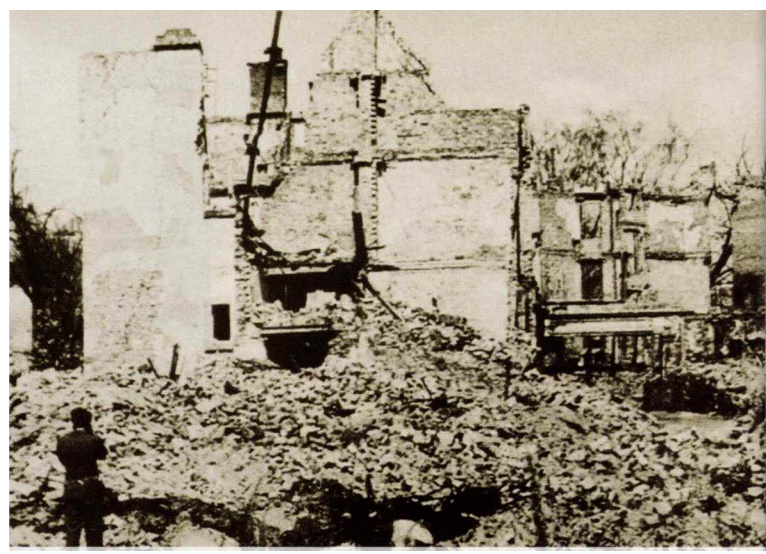
Jetzt standen wir nur mit dem, was wir auf dem Leib trugen, und dem kleinen weinroten Koffer am Bahnhof in Lengfeld. Wir waren auf die Solidarität der in Hering wohnenden Familie meines Vaters angewiesen. Und sie wurde uns von Anfang an zuteil. Im Haus ➤



Blick in Kiesstraße in die wir geflüchtet waren nach Kriegsende



Bilder unseres Weges ins Krankenhaus

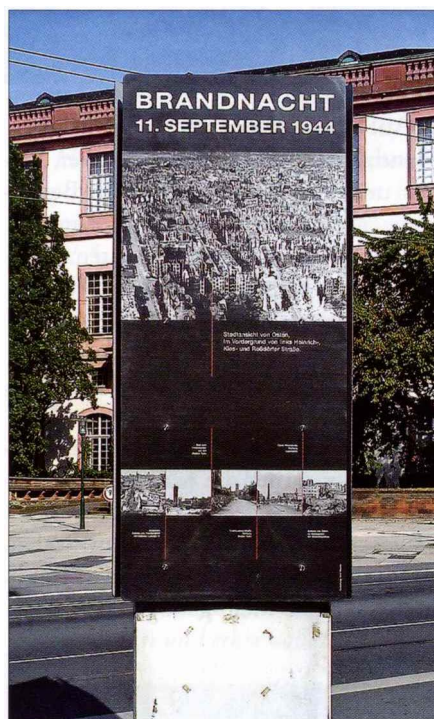


Ein amerikanischer Soldat fotografiert die Zerstörungen

der Schwester meines Vaters, ein kleines Haus, wurde das Wohnzimmer, die gute Stube, die nur zu besonderen Anlässen geheizt wurde, leergeräumt, um für uns eine Unterkunft herzurichten. Verwandte aus dem Sauerland schickten Kleidung, wobei ich besonders von den verwichenen Kleidern meines Cousins profitierte. Alle Haushaltsgegenstände mussten wir neu beschaffen. Zudem musste mein Vater zweimal in der Woche mit mir mit dem Zug nach Erbach zum Arzt fahren. Noch war der Krieg nicht vorbei: Nach einem 45-minütigen Fußweg ging es etwa ebenso lang mit dem Zug nach Erbach, wenn die Fahrt nicht durch Angriffe von Tieffliegern behindert wurde. Einmal mussten wir aus dem Zug ins nahe Gebüsch in Deckung gehen; wieder gab es Tote.

Meine Verletzung war sehr schmerzhaft, vor allem wenn ich die Hand sinken ließ und Blut einschoss. Tagsüber trug ich eine Schiene, die meine Hand nach oben stützte, nachts lag ich zwischen meinen Eltern, die abwechselnd meine Hand nach oben hielten. Über unserem Herd hingen über einer Leine immer

Binden zum Trocknen. Verbandsmaterial war knapp und so wurden die Binden ausgekocht und wiederverwendet.



Mit meiner deutlich sichtbaren Verletzung bekam ich viel Zuwendung von

anderen Bewohnern. Sie hatten Mitleid und machten mir kleine Freuden mit einem Marmeladenbrot, einem Stückchen Schinken, einem Gebäck.

Wenn mein Vater in Erbach noch etwas organisieren wollte, z.B. in der Töpferei Geschirr kaufen, mit dem wir später noch lange gekocht haben, fuhr ich allein nach Lengfeld zurück, 5 Jahre alt, mit einem Schild um den Hals, dass ich in Lengfeld aussteigen musste. Dann tippelte ich allein hinauf nach Hering.

Bis zum Ende des Krieges hatte es mein Vater geschafft, uns wieder das Nötigste zu besorgen, damit ein einigermaßen normales Leben möglich war.

Es gibt keine Fotos unserer Wohnung, kein Spielzeug, alle Erinnerungen sind in dem Inferno verbrannt. Es gibt außer den Erzählungen meiner Eltern und meines älteren Bruders nichts, was mich an meine ersten fünf Lebensjahre erinnert. Aber die Bilder des Infernos, der Brandgeruch und der Geruch verbrannten Fleisches haben sich tief eingebrannt. ◀

Dr. Erwin Kreim